

Herzog Bernhard : eine Geschichte vom Oberrhein

Autor(en): **Blum, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz**

Band (Jahr): **2 (1885)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alle Schweizer Blätter widmeten dem Dahingeshiedenen ehrenvolle Nachrufe und erinnerten mit beredten Worten die öffentliche Dankbarkeit an seine zahlreichen Verdienste. Aus Frankreich kamen warme Sympathiebezeugungen; der Archivar und Bibliothekar A. Castan in Besançon, ein Mitglied des Instituts von Frankreich, schrieb im „Courrier franc-comtois“: „Der Patriarch der historischen Studien im bernischen Jura ist gestorben. Auch die Freigravität Burgund hat an dem Leid Theil zu nehmen, das durch diesen Verlust unsere schweizerische Nachbarschaft im Jura erlitten. Dr. Quiquerez war mit den Bestrebungen der „Société d'Emulation du Doubs“ auf's Innigste verbunden und diese Gesellschaft wird ihm eine wohlverdiente Erinnerung bewahren.“ Ein anderer Gelehrter der Franche-Comté schrieb uns: „Ihr Artikel im „Jura“ ist gut, aber nicht auf die Dauer berechnet. Sie schulden diesem Wohlthäter des Jura, diesem liberalen Volksmann, diesem unermüdlichen Arbeiter, der so sehr dem Lande zur Ehre gereicht, eine vollständige Lebensgeschichte. Dieser Verlust hat mich lebhaft ergriffen; obschon ich ihn erwartete, setzte er mich doch in tiefe Trauer. So sterben sie dahin, Einer nach dem Andern, die Männer vom alten Schrot und Korn, Stockmar, Thurmann, Nicolet, Desor, Quiquerez; auch unsere Zeit wird kommen, si parva licet componere magnis.“

Haben wir nun getreulich den Wunsch des Hrn. Contjean erfüllt, indem wir diese Biographie schrieben: das Publikum möge urtheilen.

Herzog Bernhard.

Eine Geschichte vom Oberrhein.

Von Hans Blum.

Fichendorff wünscht sich in „Ahnung und Gegenwart“ Leser, welche mit und über dem Buche dichten: Denn kein Dichter gibt einen fertigen Himmel, er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde; wer zu träge und unlustig nicht den Muth verspürt, die goldnen, lojen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der Buchstabe ewig todt, und er

thäte besser, zu graben oder zu pflügen, als so mit unnützem Lesen müßig zu gehen.

Dieses Wort des Liedersängers sei der „Geschichte vom Oberrhein“, die Hans Blum im „Herzog Bernhard“ erzählt, als Geleitspruch gegeben, nicht bloß deshalb, weil es in einem Zeitroman steht, welcher wie der hier zu besprechende die aus dem Verfall des Alten hervorkeimenden Zukunftshoffnungen schildert, sondern weil uns Hans Blum wie Eichendorff zu einigen so frischfrohen Gefellen bringt, mit welchen man gerne bis an's Ende der Welt ginge oder auch die „goldnen, losen Sprossen“ hinan zu jenen Höhen des Empfindens und Erkennens, wo Realismus und Idealismus, Natur und Geist versöhnt und vermählt sind.

Seine Leiter hat der Dichter auf dem schönen Stück Erde aufgestellt, das er uns im Frühlicht des letzten Hornung 1638 vom Gipfel des hohen Flum also weist und deutet: Im Osten und Süden, in nebliger Ferne jenseits des schimmernden Rheinbandes, zieht sich am äußersten Horizont, alle Bergketten der Niederung hoheitsvoll überragend, der blitzende Kranz der Schweizer Alpen, vom Säntis bis zum Montblanc; Glärnisch, Tödi, Titlis, die Berner Firnhäupter besonders klar hervortretend. Zur Linken des Beschauers der Schwarzwald, in dunkler Schwermuth hinabgrüßend, von den Höhen des Wehra-Thales bis zur Eggspitze über Sädingen, auf welcher die Trümmer der alten Grenzmauer des römischen Weltreiches ragten. Dann in der Tiefe das liebliche Rheinthal, vom ersten Hauch des Frühjahrs gestreift, die Gegend von Riedmatt, Beuggen, Rheinfeldern, Augst, bis gegen Basel. In dreifacher Gliederung dahinter die Bergketten des Jura aufsteigend.

Hier am grünen Oberrhein, in Rheinfeldens getreuer Felsenburg, darin schon die Stauer und Habsburger mit Weib und Kind ihr Haupt und ihre Habe zu sicherer Ruhe bargen, wollte vor einem Vierteljahrtausend in wilden und friedlosen Zeitläuften der deutsche Held und Herzog Bernhard von Weimar mit Marguerita, seiner verlobten Braut aus dem erlauchten Fürstenhause der Rohan, einem neuen Kaisergeschlechte die Heimstätte stiften, der das Volk von den Donauquellen und dem Hohentwiel bis nach Straßburg mit den Herzen angehören sollte. Ganz nahe schon ist er dem Ziele, — nach zwanzig schweren Kriegsjahren läuten die Glocken wieder zum Kirchengang, füllen Erntewagen die Scheuern mit Brodfrucht, winken die Rebfränze an den Häusern zum sorgenscheuchenden Sauser, — die Herzen sind Bernhard stürmisch entgegengeflogen und friedigen sich unter seinem starken und milden Regiment,

die Länder des protestantischen Bekenntnisses blicken jubelnd und mit neuer Zuversicht für ihre Sache auf den jungen Helden, Kaiser Ferdinand bittet um Frieden und anbietet unerhörte Huld, — da wirft ihn das Gift des französischen Erbfeindes in den Staub. Aber das Andenken des Herzogs ist bis heute im Volke des Oberrheines unverloren, und Hans Blum's Dichtung wird es fernem Geschlechtern vererben.

Sagte ich Dichtung? Nun ja, insofern es Aufgabe der Dichtung ist, durch lebensvolle Entwicklung des gegebenen Objectes die Einbildungskraft des Hörers oder Lesers zu ergreifen, sie in die nachbildende, gleichfalls lebendig vorstellende und mitempfindende Thätigkeit zu versetzen und damit zu erfüllen. Was sich ohne Vermittlung der Einbildungskraft an den Verstand und an den Willen wendet und in deren eigenthümlichen Formen sich ausdrückt, fällt aus der Dichtkunst heraus. Damit sei der voranstehende Eichendorff'sche Geleitspruch für Hans Blum's Buch nochmals und tiefer begründet.

Allein eben das gegebene Object dieser Dichtung ist gediegenes Erz, an's Licht geholt aus Deutschlands und Frankreichs fruchtbaren Archiven, und zwar mit der Findigkeit des Gelehrten und der Gestaltungskraft des Künstlers. Er selber hat sich im Eingang und am Schlusse seiner Erzählung ebenso gründlich als bescheiden darüber ausgesprochen (S. 255—260.) Der erste gestaltende Drang kam ihm aus heimathlicher, herzlicher Vertrautheit mit dem Schauplatz dieser Geschichte. Für Sprache und Sitten der Zeit hat er hauptsächlich Gustav Freytag's Studien „Aus dem Jahrhundert des Großen Krieges“ und Grimmelshausen's gesammelte Schriften benützt.* Viele mündliche Ueberlieferungen und Ergänzungen der Quellenwerke dankt er dem trefflichen Geschichtsforscher seiner Heimath, Hrn. Pfarrer Dr. Schröter zu Rheinfelden.

Die Geschichtsdarstellung des dreißigjährigen Krieges ist bis in die allerjüngste Zeit an Bernhard von Weimar ziemlich kühl vorübergegangen. Leopold von Ranke, der Historiograph der Reformationszeit par excellence, würdigte ihn im Vorbeigehen allerdings mit der ihm eignen lichtvollen Auffassung als das Schwert der deutschen Reformation nach Gustav Adolfs Tode, allein eine die reichen Quellen erschöpfende Biographie des Helden war, trotz einiger Ansätze dazu, z. B. die dürftige und einseitige des

* Mit überaus glücklichem Griff hat der Verfasser den Simplicissimus, den späteren Herrn Bürgermeister Hans Jakob Grimmelshausen von Renchen im Schwarzwald auch seiner Erzählung einverleibt.

Weimarer Archivars Dr. B. Köse, Herzog Bernhard der Große, 1828, und der bedeutend werthvollere Aufsatz R. Wenzels in der „Allg. Deutschen Biographie“ (Bd. II. S. 439—450) „Bernhard von Weimar,“ bis Anfang dieses Jahres noch immer ein frommer Wunsch. Da gab Professor G. Droysen in Halle sein monumentales Werk „Bernhard von Weimar“ (Leipzig, Duncker und Humblot) 2 Bde. 1885, gerade zu der Zeit in die Oeffentlichkeit, als Hans Blum die vorliegende Buchausgabe* seines Geschichtsromans in Druck gegeben hatte. Und nun besitzen wir es urkundlich, daß Bernhard von Weimar nicht bloß der wirkliche Sieger am Entscheidungstage von Lützen, und durch seine Eroberung Regensburgs das Verhängniß Wallensteins war, sondern daß er der einzige, wirklich deutsche Held des dreißigjährigen Krieges gewesen, dessen ziel-sicheres Streben darauf ging, seinem deutschen Volke den deutschen Boden zu erhalten und auf demselben am Oberrhein unter den Segnungen der Reformation eine staatliche Obmacht zu gründen, sowohl gegen das be-gehrliche Frankreich, als gegen die undeutsche habsburgisch-spanische Liga. Die Annahme Vieler und auch Hans Blum's, daß der plötzliche Tod Herzog Bernhards, als er im Begriffe stand, seinen wohlberbeiteten Plan durch den Abbruch seiner Verbindungen mit Frankreich zu lösen, durch französische Gifte erfolgt sei, hält G. Droysen für unerwiesen. Der Herzog freilich hat noch auf dem Sterbebette seinen Tod einer Vergiftung zugeschrieben, nach dem Urtheile eines kompetenten Fachmannes wahrscheinlich durch Atropin. Hans Blum folgert mit Recht: Die Frage der Thäterschaft entscheidet das Rechtsprüchwort: „Der that es, dem es nützt.“ Die Antwort lautet: Frankreich, Richelieu.

Um von der Darstellungskraft, der lebensvollen Bewegung und dem körnigen Humor der Erzählung einen Beweis zu geben, sei mit Erlaubniß des verehrten Verfassers das dritte Kapitel ausgewählt, das uns mit Herzog Bernhard's Helden- und Tafelrunde auf Schloß Weuggen bei Beginn der Hauptaktion bekannt macht. Freue dich dran, lieber Leser, dann aber greife zum Buche selber, lies es und freue Dich wieder!

* * *

* „Herzog Bernhard. Eine Geschichte vom Oberrhein aus den Jahren 1638, 1639.“ C. F. Winter, Leipzig, 1885. 17 Bogen, 5 Mark. Das Buch erschien unter großem Aufsehen zuerst als Feuilleton der „Magdeburgischen“ und der „Karlsruher Zeitung“.

Die Tafelrunde zu Beuggen.

Um jene Stunde, als Duca di Savelli auf der Straße von Lörrach über Degerfelden dem bedrängten Rheinfeldern zu Hilfe zog; saß Herzog Bernhard von Weimar mit seinen Getreuen im festen Ordenshause Beuggen beim Frühstück.

Für einen der Mäßigkeit gewogenen Mann ist es bemühend, berichten zu müssen, daß keines der unschuldigen Morgentränklein der Gegenwart auf dem Tische stand, sondern vielmehr der beste rothe und weiße Wein, welchen der Keller der frommen Bruderschaft herbergte, nachdem der Oberst Ehm sich der Mühe nicht entbrochen hatte, selbst ein Einsehen dieser Vorräthe zu nehmen und mit schnalzender Zunge die Spreu von dem Weizen zu sondern. Herr Oberst Ehm aber durfte sich berühen, auf diesem wichtigen Gebiete süddeutscher Bodenkultur ein selbst über die Marken des heiligen römischen Reiches weit hinausragendes Sachverständniß zu besitzen. Denn seiner feinen Zunge waren die Perlen der südwestdeutschen Weinzone, Affenthaler, Jhringer und Glotterthaler, eben so wenig Neulinge wie die Schweizer Nestenbacher, Lacote, die rothen Neuenburger und weißen Walliser, oder die düster funkelnden Burgunder, oder der ferne Bordeaux.

Man konnte nach den Kellerproben des frommgeistlichen Hauses, die Oberst Ehm zum Frühstück hatte aufstellen lassen, nur zaghaft die Behauptung wagen, daß dessen rechtmäßige Inassen sich vor dem übereiligen Eindringen der Kezer in dieses Gotteshaus ausschließlich der Abtödtung des Leibes und der Entfagung von aller Weltlust gewidmet hätten.

Auch zur Aetzung des Leibes war in den Speichern, Höfen und Stallungen des Ordenshauses Vieles und Gutes zu finden gewesen, was nun die herzogliche Tafel lecker machte. Nur der stattliche Salm, der nach dem kräftigen Süllein den Morgenimbiß eröffnete, war in verwichener Nacht erst im Lachsfang des frommen Hauses zappelnd eingegangen.

Eine erlauchte Gesellschaft saß zu Tische.

Am oberen Ende der Tafel Herzog Bernhard, der Sieger von Kügen, der kühne Feldherr, der sich in drei Januar Tagen die österreichischen Vorlande des Oberrheins von der Basler Grenze bis zum Hohentwiel unterworfen hatte. Die königliche Gestalt prangte in der Vollkraft der Jahre, ein Bild deutscher männlicher Schönheit in dem voll und weich über die Schultern niederwallenden blonden Lockenhaar, dem feurigen,

- tiefen Auge, den starken gewölbten Brauen, der hohen, durchgearbeiteten Stirn, der kräftig und fein geschwungenen Nase, den in jugendlichem Oval sich zum Kinn hinab rundenden Wangen, dem ausdrucksvollen, lieblichen Munde, hinter dessen frischen Lippen häufig zwei Reihen weißer Zähne aufschimmerten, dem leichtgewellten kräftigen Schnurr- und Kinnbart. Einfach menschlich, bescheiden und fröhlich tauschte der hohe Held das Wort mit seinen Gästen.

Neben ihm saß zur Rechten der erlauchteste und ruhmreichste Pair von Frankreich, Prinz von königlichem Geblüt, Heinrich dem Vierten nahe verwandt, der edle Herzog Heinrich Rohan. Müdigkeit von der Lebensarbeit eines Riesen an Geist, Thatkraft und Erfolg gesellten sich nun zu tiefem Gram in seinen Zügen, so daß der Neunundfünfzigjährige weit älter erschien. Auf der breiten, hohen Stirn hatte sich das Haupthaar gelichtet. In Silberfäden wallte es, mit einigen noch dunkelbraunen Büschen seltsam vermischt, von den Schläfen zum Nacken. Schwermüthig senkten sich dielider fast zur Hälfte über das innige, noch immer strahlende braune Auge und ließen durch diese Senkung den Abstand zu den hochgeschwungenen Brauen besonders hervortreten. Die majestätische Nase überragte einen Mund von französischer Lebendigkeit. Der Schnurrbart war noch fast braun, an den Enden steif in die Höhe ragend; der breite Kinnbart ganz grau, das geringe Doppelfinn fast verbergend.

Rohan, das ehrwürdige Haupt der Hugenotten Frankreichs, hatte in drei großen Feldzügen seinem königlichen Herrn und Vetter fast dreißig Schlachten geliefert und als Preis seiner Siege dem sonst allmächtigen Cardinal Richelieu 1629 endlich den Frieden von Alais abgetrotzt, welcher den Hugenotten „auf ewige Zeiten“ Glaubensfreiheit und gleiches Recht mit den Katholiken gewährleistete. Damals schon wußte Rohan, daß er von dem furchtbaren Cardinal-Minister an der Seine in den Tod gehaft war. Aber so arm war damals Frankreich an bedeutenden Heerführern, daß der Cardinal ihm, dem Verhafteten, den Oberbefehl der französischen Truppen gegen Spanien und Oesterreich in Graubünden übertragen mußte. Hier hatte der Herzog seine reine Ehre für die Freiheit und Eigentherrlichkeit des verbündeten Volkes von Freiräten verpfändet und gegen die doppelzüngige Staatskunst des Cardinals seinen König gezwungen, das verpfändete Ehrenwort einzulösen. Rohan wußte, daß er von da an nur die Wahl hatte, im Auslande als freiwillig Verbannter zu leben, oder in Frankreich dem Racheschwur Richelieu's zu sterben! Das war die Quelle des tiefen Grams auf seinem Antlitz. Allen Befehlen der

Rückkehr nach Frankreich hatte er Gesundheitsrückichten — so alt ist dieser Behelf — entgegengesetzt, welche ihm die frische Schweizerluft unentbehrlich erscheinen ließen, und war in der Schweiz geblieben.

Aber sein reger Geist verlangte nach Thaten. Er war Hugenot vom Wirbel bis zur Zehe. In der Lehre Calvin's, dem ungeheuren Gedanken von der Gnadenwahl, wurzelte sein Dasein. Er fühlte sich durch Gottes Rathschluß bestimmt, die auserwählten Kinder des ewigen Reiches zum Vater zu führen schon auf Erden, aber ihnen ein festes, kraftvolles Reich zu gründen. Und sein Adlerauge spähte nach dem Rüstzeug, das außerhalb des ihm verschlossenen französischen Heimathlandes den Triumph der evangelischen Wahrheit mit staatskundiger Hand und siegreichem Schwert in dem großen Kriege heraufführen könne! Er erspähte nur Einen: Bernhard von Weimar. Seit Jahren stand der deutsche Herzog ihm persönlich nahe. Das Heiligste, über das Vaterliebe verfügen kann, das Herz der einzigen Tochter, neigte sich dem deutschen Fürsten zu, seit Bernhard und Marguerite von Rohan sich drei Jahre zuvor in Paris persönlich begegnet waren. Nun, als Verbannter, zur Unthätigkeit Verurtheilter, hatte Herzog Heinrich Rohan Bernhard von Weimar in Verkleidung zu heimlichem Zwiegespräch nach Lenzburg im Aargau beschieden. Und nach dieser Unterredung war Rohan — unerwartet Allen außer Bernhard selbst — im Hauptquartier zu Beuggen erschienen, um sich an den Waffenthaten des deutschen Herzogs zu betheiligen.

Zur Linken des Herzogs Bernhard saß ein noch neuerer Ankömmling des weimarischen Hoflagers: der Berner Oberst Johann Ludwig von Erlach. In Wesen und Erscheinung der denkbar stärkste Gegensatz zu Rohan und Bernhard. Kalt und ruhig, mitunter etwas listig, blickten die fetten, grauen Neuglein über die Tafel. Das weißblonde Haar war in die Stirn gekämmt. Der sinnliche Mund, der sich an dem lauernden Spiel der Augen mit gelegentlichem Zucken seiner Winkel betheiligte, war halb verdeckt von einem struppigen röthlichblonden Henri-Quatre, an dem jede Arbeit der Bürste, jede Verwendung glättender Fette und Oele sich nutzlos erwies. Das feiste, braunrothe Gesicht, die Bewegungen der plumpen, höchst muskulösen Glieder, der fleischigen Hände, das Lachen und Schnäuzen des Herrn Obersten hatten trotz seines langen Verkehrs an fürstlichen Höfen immer noch viel bäuerisch-bernischen „Herdgust“ an sich. Er zählte jetzt dreiundvierzig Jahre.

Bernhard's Auge ruhte mit besonderer Freude auf dem Schweizer. Dieselbe Liebe für die evangelische Freiheit, derselbe Haß gegen Oesterreich.

und Spanien besetzte Beide, hatte beide unter die Banner Gustav Adolf's geführt und in manche Feldschlacht. Vertrauter als je war ihr geheimer Verkehr seit Jahresfrist geworden. Erlach hatte dem Herzog in seiner Stellung als Feldoberster der Republik Bern, als Vertreter Berns auf der eidgenössischen Tagsatzung manchen wichtigen Dienst geleistet. Er hatte dem Herzog gestattet, durch Berner Gebiet Vorräthe und Vieh an sich zu ziehen, wohl auch dann und wann ein Weniges die Grenze zu überschreiten. Erlach hatte weiter den Zorn- und Rachechrei der katholischen Kantone über Bernhard's Grenzverletzungen auf der Schweizer Tagsatzung durch kühle Ueberlegenheit, mitunter auch durch ein Nothlüglein, entwaffnet; während Herr Oberst Elm, des Herzogs Gesandter bei der Tagsatzung, deren Glieder von der gemüthlichen Seite faßte, indem er sie ohne Ansehen der Person, des Alters und Glaubens, unfehlbar nacheinander unter den Tisch trank. Noch wichtiger aber waren die geheimen Rathschläge gewesen, die der kluge, kriegserfahrene Berner dem Herzog bei öfteren verborgenen Zusammenkünften ertheilt hatte. Auf Erlach's Rath hatte Bernhard seine letzten Winterquartiere in der reichen, mit leichter Mühe eroberten spanischen Franche-Comté an der Nordwestgrenze der Schweiz genommen.

Auf Oberst Erlach's Rath hatte sich Bernhard des festen Hohentwiels durch eine in Bern mit Konrad von Wiederhold geschlossene Uebereinkunft bemächtigt. Ja, auch der letzte ruhmreiche Feldzug am Oberrhein, Ende Januar, der Bernhard nach Beuggen und vor Rheinfelden geführt, war durch Erlach's besänftigende Fürsprache in Bern und Basel erleichtert worden. Denn durch beider Kantone Grenzgebiet war Bernhard kühn gezogen, ohne auch nur auf papierenen Protest zu stoßen. Diese Vorgänge hatten den von Oesterreich und Spanien geschürten Groll der katholischen Kantone dermaßen geschärft, daß diese gegen Bernhard bereits an die Sturmglocke griffen. Erlach hätte sein Leben gewagt, wenn er abermals als Vertreter Berns auf der Tagsatzung erschienen wäre. Er schrieb daher seinen „Hochgeehrten gnädigen Herren und Oberrn“ in Bern, er könne mit den Papisten und sonderlich dergleichen uffgeblasenen und voller Wind steckenden Personen sich gar nicht vergleichen; daher er Ihr Gnaden unterthänig bitten wolle, ihn zu dergleichen Kommissionen ferner nicht zu gebrauchen. Mit Evangelischen will ich gern laboriren helfen, mit diesen Leuten aber kann ich nit.“ Ueber Herzog Bernhard aber schrieb er nach Bern: „Ich will hieneben hoffen, Ihr Gnaden werden die Korrespondenz, so ich mit Ihr Fürstlich Gnaden zu Saxe-Weymar habe, zu keinem

Verdruß aufnehmen. Ich meinstheils habe mein Gemüth und Herz noch niemals von dem deutschen evangelischen Wesen abziehen können, hierneben obligiret mich auch sonderlich hiezu die lange Kundschaft, so ich zu Ihr fürstlich Gnaden hab, und desselben hohe fürtreffliche Tugenden, Gottesfurcht und Redlichkeit dieses Herrn, der unter allen denen Fürsten, so ich kenn, leuchtet, wie der Mond unter den Sternen, also daß ich nicht zweifle, Got werde etwas Großes durch diesen Herrn ausrichten."

Schließlich war auch der keineswegs unschuldigen Seele des Berners seine Doppelstellung als Kriegsoberster einer schweizer Republik und als Freund und Berather des kühnsten evangelischen Kriegshelden der Zeit unvereinbar erschienen, zumal da Herzog Bernhard ihn unter glänzenden Bedingungen zu seinem ältesten Generalmajor — wir würden heute sagen: zum Chef seines Stabes — erbeten hatte.

Ludwig von Erlach hatte nun förmlich und endgültig seine Entlassung in Bern gefordert. Noch war er zwar angethan mit dem Scharlach und der schwarz-rothen Feldbinde des Berner Kriegsobersten. Denn die Entlassung war noch nicht gewährt, und der amtliche Vorwand seines Kommens, als er gestern Abend über die Zugbrücke von Beuggen geritten, war gut erfunden. Er kam — wie der Amtmann seines Schlosses Castelen der Regierung von Bern versicherte —, „die Abstellung der Bexationen zu erreichen, so die weimarischen Truppen an der Grenze übten.“ Aber die Verständigung mit Herzog Bernhard über Abstellung besagter Bexation mußte überraschend schnell erreicht worden sein; denn heute Morgen war kein Wort mehr darüber gefallen. Vielmehr hatte der Berner Oberst darein gewilligt, lediglich als Gast des Herzogs heute noch zu verweilen, um Zeuge — selbstverständlich völlig unparteiischer Zeuge — der auf heute angeetzten Erstürmung Rheinfeldens zu sein.

Vielleicht war schon vor der Frühstafel mehr über diese Erstürmung zwischen dem Berner Oberst und Bernhard gesprochen worden, als über die Bexationen; denn beide lächelten sich bedeutsam zu, und die Hand des Herzogs wußte verstoßen die derbe Rechte des Berners unter dem Tisch zu fassen und zu drücken.

Die übrige Tafelgesellschaft bestand aus den Spitzen des weimarischen Heeres: dem ausgezeichneten Generalmajor Taupadel, dem jugendlichen Grafen von Nassau, dem Generallieutenant Rheingrafen Johann Philipp, dem ungestümsten Draufgänger des Heeres. Dann folgten die weinfundigen Obersten Ehm und Kalenbach, Oberst Putbus, Kanowsky,

Dehne — der treffliche Oberst Reinhold Rosen ließ allbereits seine groben Stücklein gegen Rheinfeldern spielen —, der Kommandant der Leibkompagnie zu Pferde, Starschädel, und der Hauptmann der Leibkompagnie zu Fuß, Hauptmann Lützow. Endlich der gelehrte, kluge Kanzler des Herzogs, Kehlring. Ihm war, seiner Bedeutung entsprechend, der Platz neben Heinrich Rohan angewiesen, mit dem er sich in herbem Französisch zu verständigen suchte.

Das Gespräch war, mit Rücksicht auf die fremden Gäste, unter den Deutschen leiser geführt worden, als sonst. Um so tapferer hatten die Deutschen den Speisen und Weinen des Ordenshauses zugesprochen, insbesondere der Rheingraf, so daß Bernhard lächelnd zu ihm sagte:

„Euer Liebden scheint auf ausgiebige Wegzehrung bedacht.“

„Wenn Träume wahr werden, so ist es mein letzter Zmbiß an Euer fürstlichen Gnaden Tafel nicht blos, sondern in diesem irdischen Dasein überhaupt,“ erwiderte ruhig der Riese und führte den Humpen, mit feurigem Jhringer gefüllt, abermals an die härtige Lippe.

„Pieu! — geht mir, Rheingraf — Träume!“ Der Herzog kam nicht weiter.

Hauptmann Lützow war vorhin abgerufen worden und trat nun an der Spitze eines Trupps Arkebusiere, in deren Mitte der „Dispensator und Brodfeller“ (d. h. Dekonom) des Ordenshauses mit fahlem Antlitze als dicke Schlottergestalt geführt ward — mit zwei Papieren eilig vor den Herzog.

„Diese Schreiben wurden just bei dem Kerl da abgefaßt,“ meldete Lützow. „Er konspirirt mit dem Feind.“

„Zeigt her,“ sagte der Herzog, mit finsterem Blick auf den Gefangenen.

Aller Augen folgten denen des Herzogs. Der Dispensator war noch bleicher und fassungsloser geworden. Todtenstille lag über dem Refektorium, während der Herzog die Schreiben entfaltete und las. Beide kamen aus Rheinfeldern, mit dem gestrigen Datum versehen.

Jetzt lachte der Herzog laut auf, und immer lauter und länger, je weiter er las.

Der Brodfeller Jeremias Umbreit unterbrach sein Stoßgebetlein und wagte einen dünnen Hoffnungsfaden für die Fortdauer seines irdischen Daseins an den gegenwärtigen Moment anzuknüpfen.

Auch die Tafelgenossen des Herzogs Bernhard ahnten, daß die vermeintliche Tragödia sich ergötzlich auslassen werde.

Der Herzog sprach, das eine Schreiben vorzeigend, noch immer lachend: „Bedenket wohl, werthe Herren, daß Eure Bissen und Trünke gezählt sind; denn in dieser Epistula begehrt der hochwürdige Komthur von Beuggen, Herr Heinrich Schenk von Castell, von seinem vor uns habenden Brodfeller Jeremias Umbreit, „daß selber über Alles Rechnung führe, so die Weimariſchen in Beuggen an Speis' und Getränk dem Gotteshaus Beuggen abthun, entfrömden, zu sich nehmen oder gar mit sich führen.“

Die Heiterkeit des Fürsten theilte sich der ganzen Tafel mit. Jeremias Umbreit's Hoffnungsfaden verdichtete sich.

Der Herzog fuhr, das zweite Schreiben hervorziehend, lachend fort: „Dieses Schreiben von demselben hochwürdigen Komthur sollte vor uns stehender Brodfeller an den Landkomthur Johann Jakob von Stein zu Altshausen befördern. Es meldet die Historia unserer jüngsten Thaten und erweist uns den Herrn Komthur als mannlichen Bekenner des Sprüchleins, daß süß und ruhmvoll sei, für das Vaterland zu leben.“

Die Heiterkeit der Tafelrunde wuchs, und Umbreit's Hoffnungsfaden war bereits ein also starker Strick geworden, daß der Brodfeller seine drittehalb Centner Leibesgewichtes daran aufrichten zu können vertraute.

„Beliebet das Schreiben zu hören,“ fuhr Herzog Bernhard heiter fort. „Es lautet: „„Euer Gnaden werden zweifelsfrey vor Langem in Erfahrung gebracht haben, was gestalten Hertzog Bernhardt von Sachsen-Weymar den 29. Januarii dis laufenden 1638ten Jahres das ganze Frid- und Reiningertal morgens umb 3 Uhren zumahl feindlich überfallen““ — folgt die Erzählung unseres Ueberfalles von Säckingen, werthe Herren. „„Ingleichen hat er der Statt Rauffenburg zuetrungen, alda ein Petarden angeschrauft und die Porten dadurch eröffnet und die Statt und Paß ohne sonderm Widerstand einbekomen, also daß er beederseithen des Rheins mächtig gewesen.““

„„Sontags den 31. Januarii hat der Feind sich schon oberhalb Riettmatten mit etlichen Tropfen Pferden sehen lassen, aber nit vollends herbey (nach Beuggen) kommen, und erst am Montag morgens umb 9 Uhren mein anvertraut Haus Beuggen überfallen und einbekomen. Also habe am Sambstag Abends zuvor (weylen mir der Paß ins Schweyzerland schon aller Orten gespert gewesen) mich mit meinen Priestern, theils Dienern, Roß und Bich, sambt meinen Kleidern und wenigem Hausrath nach Rheinfelden begeben und Uebriges, als Wein, Früchte,

Schaf, Schwein, andere Victualia und den Hausrath im Stich lassen müssen.““

„Bei Schreibung dieser Lineae hat die Hand des Herrn Komthur sichtbarlich gezittert,“ erläuterte lachend der Herzog. Und die Tafelrunde überließ sich längere Zeit wohlthätiger Erschütterung des Zwerchfells, welche der Dispensator durch schüchternes Hochziehen der Mundwinkel als günstiges Omen zu begrüßen sich getraute.

„Der Brief schließt,“ fuhr Bernhard vorlesend fort: „Und weylen gedachter Feind der Statt Rheinfelden auch genahet und den 2. Februarii sich angefangen zu präsentiren und folgendes hart belegert und stark beschossen, habe ich mich neben denen von Schönaw, Herren Thumbprobsten von Basel und andern Adelspersonen bis anhero darinnen ufhalten müssen.““

„Ich hoffe, die Herren heute noch sämmtlich in Rheinfelden kennen zu lernen,“ lachte Bernhard, seinen Becher hebend.

Jubelnd that die Tafelrunde Bescheid.

„Von wannen kommen Ihm diese Schreiben in dieses Haus?“ wandte sich Herzog Bernhard plötzlich mit unsanfter Rede an Jeremias Umbreit.

Jeremias rang einen Augenblick mit dem Gedanken, dem Herzog mit einem Klagegesang zu Füßen zu stürzen, welcher seines großen alttestamentlichen Namensvetters würdig gewesen wäre, bethauernd, daß ihm besagte zwo Brieflein von unbekannter Armbrust an einem Pfeil in das Gemach hereingekommen seien. Aber zur Ausführung dieses vorhabenden Entschlusses gebrach Eines: die Contenance. Denn plötzlich hatte sich bei der rauhen Anrede des Herzogs der selbstgewobene Hoffnungsfaden als spöttisches Gespinnst erwiesen, hatte sich aufgelassen, schwarz wurde es vor den Augen Jeremiae, und sein irdisch Theil frachte schwer auf den getäfelten Eichenboden des Refectorii.

Die Obersten Ohm und Kalenbach, welche an der Hand des Gesunkenen manche gute Stunde die weintriehenden unterirdischen Zauberärten des Ordenshauses durchwandert hatten, fühlten ein menschlich Rühren und stürzten, ein Jeder ein bestaubtes Fläschlein in der Hand, zu dem Ohnmächtigen. Kalenbach hatte sich übel vergriffen und statt des weißen Wallisers, dessen verehrter Saft, wie er meinte, Jeremiam aus dem ewigen Schlaf hätte wecken müssen, ein uralt Kirschwasser erwischt, von dem er dem Dispensator einen beträchtlichen Theil in den Mund schüttete.

„Beginnt das Fegfeuer bereits zu brönnen?“ hauchte Jeremias matt, mit noch geschlossenen Augen.

Eben wollte Oberst Kalenbach sein Liebeswerk fortsetzen, als der herzogliche Generaladjutant von der Grün athemlos in das Gemach stürzte und rief:

„Der Feind greift bei Karsau an. Ich erkannte Johann von Werth an der Spitze der Reiter.“

Im Nu stob Alles von den Sizen, die an der Wand hängenden Hieb- und Handschußwaffen zu ergreifen.

„Ueber Nollingen ziehen dichte Schaaren Kaiserlicher bergab, man sagt, unter Duca di Savelli,“ meldete von der Grün mit erhobener Stimme weiter.

Ungestim und Verwirrung vergrößerte sich durch diese Meldung.

Da bannte ein mit Hoheit und durchdringender Kraft gesprochenener Befehl Herzog Bernhard's Jeden an seine Stelle.

„Kameraden!“ sprach er, als lautlose Stille eingetreten war. „Mir würde schlecht stehen, Euch zu befehligen, da der größte Feldherr unter uns weilt.“ Damit überreichte er seinen Feldherrnstab dem Herzog Heinrich Rohan.

Der greise Herzog hatte den jungen Freund verstanden und wohl erkannt, daß dieser nicht der Schwere der Stunde sich entziehen, sondern ihm selbst den grünen Lorbeer eines für sicher gehaltenen Sieges gewinnen wolle. Aber er streckte abwehrend die Rechte aus. Nicht blos, weil er fürchtete, der plötzliche Wechsel im Oberbefehl könne zu unberechenbaren Folgen führen, sondern weil er nur als einfacher Reiter unter Bernhard zu fechten entschlossen war. Und während Aller Augen an seinem Munde hingen, sprach Heinrich Rohan in gutem Deutsch:

„Ich ziehe das Schwert nur als einfacher Soldat. Mir beliebt, heut den Unterschied zu erkennen zwischen den Werken des Kopfes und denen der Faust.“

Damit zog er einen unscheinbaren Reitermantel über die vergoldete Eisenrüstung, drückte Bernhard's Hand und schritt zur Thür.

Ihm auf dem Fuße folgte der Herzog mit seinem Stabe.

Als das Gemach leer war, hob sich mühevoll Jeremias Umbreit vom Boden, lauschte sorgfältig in der Richtung der verhallenden Schritte, musterte sachkundig die Aufschrift der bauchigen Flaschen und Krüge, die auf der wilden Tafel standen, steckte ein unverfehrt Fläschlein 1631er

Affenthaler, ein Pastetlein nebst Brod zu sich und sprach würdevoll: „Ich gedenke, mich zu verziehen, bis das Ungewitter vorüber ist und man weiß, von wannen es einschlägt.“

Der Venner-Joggeli.

Eine Erzählung in Solothurner Mundart.

Von Franz Josef Schild.

Wir bringen hier nach den Aushängebogen eines demnächst erscheinenden Werkes das Bruchstück einer Erzählung des Solothurnischen Volks- und Dialekt-Schriftstellers Schild zum Abdruck, der vielfach unter dem heimeligen Titel „D'r Großätti us 'em Leberberg“, bekannt ist.

Die vorliegende Novelle, so schreibt der Verfasser in seinem Vorworte, spielt sich Anfangs des vorigen Jahrhunderts (1729) in einer Vermählung zwischen Joh. Jakob Hugi, „Venner-Joggeli“ von Grenchen, und Anna Maria Guldimann von Postorf ab, beruht theilweise auf altemäßigen Thatsachen, theilweise auf mündlicher Tradition und Dichtung. Es werden darin die damaligen Sitten und Gebräuche treulich wiedergegeben; es wird aber auch gezeigt, wie die Klostergeistlichen, namentlich die Kapuziner, allgemein im Ruf standen, nicht nur Hexen und Gespenster vertreiben zu können, sondern wie sie häufig auch berufen waren, Eheverbindungen zu bewerkstelligen.

Die Dichtung selbst ist wie alle Schild'schen Arbeiten, im Dialekt der am Fuße des Jura gelegenen Dörfer Grenchen, Bettlach und Selzach geschrieben. Dort ist seine Heimath; dort in Grenchen wurde er am 14. August 1821 geboren. Sein Vater war Thierarzt; er schickte ihn in die in den dreißiger Jahren neugegründete Sekundarschule. Nachdem sich der Junge für den ärztlichen Beruf entschlossen hatte, setzte er seine Studien in Solothurn fort, besuchte 1844 die Universität München, wo er bis zum Herbst 1847 verblieb. Das Jahr 1848 brachte er in den Spitalern von Wien zu. In Zürich, wo er sich auf sein Staatsexamen vorbereitete, wurde er mit Herwegh und F. J. Meithard befreundet, die ihn bei seinen damaligen poetischen Versuchen auf die mundartliche Dichtung hinlenkten. Im Jahre 1853 ließ er sich in seiner Heimathgemeinde Grenchen als Arzt nieder und lebt dort mit Liebe seinem Berufe, der ihn in nahe Beziehungen zum Volke bringt und seine Leiden und Freuden